

(Nachdruck verboten.)

87]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XVI.

Das Schicksal hatte den ersten Sieg davongetragen. Käthe sagte sich, daß Philipp ihrer müde wäre und sie nicht mehr liebte. Er hatte sich alles genommen, was er nehmen konnte, und nun wünschte er sie los zu sein, sie zu vergessen; sie war für ihn nur ein Hindernis. — Plötzlich erinnerte sie sich jedoch des verfallenen Hauses in der Schlucht; zum erstenmal fielen ihr die möglichen Folgen dessen ein, was dort geschehen war. Daran hatte sie ja noch gar nicht gedacht — und auch er hätte das bedenken müssen. Wie, wenn der Fall nun wirklich eintrat? — Die Aussicht bereitete ihr weder Schrecken noch Bestürzung, traf sie nicht wie ein Donnerschlag und erfüllte sie nicht mit Scham.

Sie fürchtete sich nicht. Es war ja nur eine Vorstellung, eine Möglichkeit, nur ein Traum, aber mit einem Male brachte es ihr Philipp um so viel näher. Es gab ihr ein Recht auf ihn. Wie durfte er sie so leiden lassen? Sie würde nicht zugeben, daß er sie verlasse. Er war ihr Gatte; er mußte an ihr festhalten, was auch kommen mochte. Ueber den weiten Raum hinweg, der sie getrennt hatte, zog eine geheimnisvolle Macht sie wieder zusammen. Sie war in ihm und er in ihr, beide waren sie eins, denn — wer konnte es wissen? Wer konnte es sagen? Vielleicht hatte die Natur es selbst so gewollt.

So erfüllte der neue Gedanke Käthe zuerst mit wahnwitziger Freude. Sie hatte jetzt nur eines zu thun. Sie brauchte nur zu Philipp zu gehen, wie Bathseba zu David gegangen war. Es ist wahr, sie konnte nicht sagen, was Bathseba sagte. Sie hatte keine Gewißheit, doch war ihr Fall darum nicht weniger zwingend. „Hast Du niemals daran gedacht, was möglicherweise daraus entspringen kann?“ Das wollte sie jetzt zu Philipp sagen. Und Philipp würde ihr antworten: „Liebste, ich habe wirklich nicht daran gedacht. Wo hatte ich nur den Kopf, daß ich es nicht überlegte?“ Und dann würde er fest an ihr hangen, trotz seiner Pläne, trotz seines Pete gegebenen Wortes. Der ganzen Welt würde er Trost bieten, auch wenn seine eigne Seligkeit auf dem Spiel stände. Sie war ihrer Sache so sicher, sie hätte einen Eid darauf ablegen können, daß er ihr nicht zu widerstehen vermöchte.

„Er wird alles glauben, was ich ihm sage,“ dachte sie. „Komm zu mir, Philipp,“ wollte sie sagen, „ich fürchte mich.“ In diesem Augenblick wäre es ihrem gequälten Herzen eine Lust gewesen, hätte sie sicher sein können, daß sie in der Lage eines Weibes war, auf das die Welt mit Fingern weist. Wäre sie im Stande gewesen, sich darauf zu berufen, so hätte sie zu Philipp gehen und ihr Haupt an seine Brust lehnen können, um ihm leise das große Geheimnis, die wunderbare Nachricht zuzusüßeln. Und dann welche Freude, welches Entzücken, was für ein langer Kuß der Liebe! „Mein, mein, mein! Er ist endlich mein!“

Doch ganz so lieb es sich nicht machen; sie war nicht so glücklich wie Bathseba; sie hatte keine Gewißheit, ihr Recht war aber gleichwohl dasselbe. O, es war herrlich, es war köstlich!

Die Kleinen, verschämten Künste ihres Geschlechts, alle List und Verstellung fiel jetzt von ihr ab. Sie sagte fest: „Ich will diese unsinnige Vorpiegelung einer Heirat mit Pete aufgeben.“ Es war niedrig, es war schlecht, es war ein elendes Spiel, eine Vergewaltigung des Lebens, und es war vor allem ein großes, großes Unrecht gegen ihre Liebe zu Philipp! Wie hatte sie sich nur dazu hergeben können?

Den nächsten Morgen war sie schon auf und im Ankleiden begriffen, als Grannie mit einer Tasse Thee in die Stube trat. „Ich fühle mich so viel wohler, Mutter,“ sagte sie, „daß ich heute mit der Post nach Douglas fahren möchte.“

„Thue das, Kind,“ sagte Grannie erfreut. „Und Pete wird Dich begleiten.“

„Nein, nein! Ich muß ganz allein dahin.“

„So, so! Ein kleiner Geschäftsgang vielleicht. Einkäufe machen, wie? Geschenke, nicht wahr? Nun, trink nur Deinen Thee.“ Grannie zog den Rollvorhang hinauf und sagte: „Einen herrlichen Morgen hast Du dazu. Ich kann die Kirchturmspitze ganz deutlich sehen.“ Dann sich umwendend fragte sie: „Hast Du die Glocken diesen Morgen läuten hören, Kitty?“

„Welche Glocken, Mutterchen?“ fragte Käthe, die den Mund voll Butterbrot hatte.

„Die Glocke für Christiane Killipp. Ihr alter Liebhaber hat sie endlich zur Kirche geführt. Dein Vater ließ ihm keine Ruhe, bis er es that — und ihr Kind wird zu Weihnachten schon zwei Jahre alt. Aber was meinst Du wohl? Nach der Trauung läßt Robbie sie an der Kirchentüre stehen und ist mit dem Ramsesboote nach England. Meiner Seel! das hat er gethan. „Ihr könnt mich nötigen, sie zu heiraten,“ sagte er, „doch mit ihr zusammen zu leben, dazu kann mich niemand zwingen.“ Und er war die Straße hinab wie der Wind.“

„Ich denke, ich werde heute nicht nach Douglas gehen, Mutter,“ sagte Käthe mit unsicherer Stimme. „Ich fühle mich doch nicht wohl genug.“

Unter freundlichem Zuspruch half ihr Grannie zurück ins Bett und ging dann mit sorgenvollem Gesicht, um César zu sagen, daß sie kränker wäre als je.

Sie war in der That krank; ihre schlimmste Krankheit aber saß im Herzen. „Wenn ich zu ihm gehe und es ihm sage,“ dachte sie, „wird er mich heiraten und mich auch wieder an der Kirchtüre, noch sonst wo verlassen. Er wird bei mir bleiben. Wir werden bis zuletzt Mann und Frau sein. Die Welt wird nichts davon erfahren. Ich aber werde es wissen. So lange ich lebe, werde ich's nicht vergessen, daß er sich nur für mich geopfert hat, um einen Fehler wieder gut zu machen. Das aber soll nun und nimmermehr geschehen!“

César kam in großer Aufregung herauf. Es schien, als ob er von Stunde zu Stunde in der Furcht lebte, daß noch im letzten Moment irgend ein Hindernis eintreten und die Heirat unmöglich machen würde. „Kopf in die Höhe, Mädchen,“ sagte er, sie ermunternd. „Sei guten Mutes, mein Kind. Die Sonne geht für Dich noch lange nicht unter.“

Am Abend ging es im Schenckzimmer sehr lebhaft zu. Das Gespräch drehte sich um die Trauung, die am Morgen stattgefunden hatte, und um ihren seltsamen, unglücklichen Ausgang. John, der Küster sagte:

„Ihr habt doch gewiß auch von dem versteckten Kind gehört?“

„Nicht ein Wort,“ sagte jemand.

„Ist's möglich? Ihr wißt nicht, daß man das Kind mit zur Trauung gebracht hat, um den Mangel von ihm zu nehmen. — Das kleine Ding — es ist nur drei Jahre alt — zwei, meint Ihr, Grannie, nur zwei? — nun, es stand während der gottesdienstlichen Handlung unter dem Rock der Mutter verborgen. . .“

„Was Ihr da sagt!“

„Die reine Wahrheit. 's ist der alte manische Brauch, das Kind in seine Rechte einzusetzen. Die Geistlichen wissen nichts davon, ich hab' es aber schon mehr als einmal gesehen.“

„John hat recht,“ sagte Mr. Jelly, „und ich kann Euch noch mehr sagen, es war der einzige Grund, weshalb der Mann zur Kirche gegangen ist.“

„Wohl möglich,“ sagte John, der Küster. „Die Frau hat wenigstens nicht viel von dem angetrauten Gatten gehabt.“

„Nein,“ sagte Pete, der bisher geschwiegen hatte, „aber das Kind bekommt doch den Namen des Vaters.“

„Dabon wird das Kraut noch lange nicht fett,“ sagte jemand. „Robbie ist fort. Was nützt aber wohl ein Vater, wenn er nichts für Unterhalt und Erziehung des Kindes thut.“

„Fragt Euren Sohn, wenn Ihr einen von der Sorte habt,“ erklärte Pete, „und bei einigen von Euch ist das der Fall. Fragt mich. Ich weiß so ziemlich, was es heißt, ohne Vatersnamen durch die Welt zu gehen. Wenn's Euren Jungen ergeht wie mir, so erfährt er's tagtäglich von früh bis spät. Er merkt es, wenn er oben in der Dachkammer

auf dem Bette kniet und sein kleines Gebet spricht: „Lieber Gott, segne meine Mutter,“ mag sein auch die „Großmutter“, doch der „Vater“ kommt nie in dem Sprüchlein vor. Und er weiß es, wenn er zu einem großen Tölpel heranwächst und ein Handwerk lernen soll. Dann packt ihn das unbarmherzige Leben mit den Klauen und es läßt sich zehn gegen eins wetten, daß er ein Taugenichts wird. Ist es aber gar ein Mädchen, so kommt's in hundert Fällen kaum einmal vor, daß es nicht eine — nun, was viel Schlimmeres wird. Das bilde ich mir nur ein, meint ihr? Bloßes Pfaffengeschwätz nennt ihr's? Den Namen des Vaters zu tragen hätte keinen Wert? — Jawohl, damit redet sich der Mann aus. Aber fragt nur das Kind und dann gesteht, daß ihr Narren seid und haltet's Maul.“

Eine Stille folgte und dann ein allgemeines Stimmengewirr. Käthe, der es gelungen war, vom Bett aus die Thüre zu öffnen, klammerte sich in fieberhafter Erregung daran fest.

„Christiane Killip ist übrigens nichts wie eine Schlampe,“ sagte Casar.

„Jede Kake ist schwarz in der Nacht, Vater, und das Mädchen ist in Not,“ entgegnete Pete. „Nein, nein! Wenn ich mich an einem Mädchen vergangen hätte und sie bekäme ein Kind, so würde ich sie heiraten, wenn sie mich nähme, selbst wenn ich sie zur Zeit haßte, wie die Sünde.“

Grannie in der Küche wuschte sich die Augen bei diesen wackeren Worten; Käthe in ihrer Schlafstube aber geriet in eine wahnsinnige Wut. „Nie, nie, nie!“ dachte sie.

O ja, Philipp würde sie heiraten, wenn sie sich ihm aufdrängte, wenn sie auf mögliche Folgen hindeutete. Auch er war ein wackerer Mann, auch er hatte eine hohe Seele — er würde nicht davor zurückschrecken. Doch nein! nicht um allen Reichtum der Welt!

Philipp liebte sie und nur die Liebe sollte ihn zu ihr zurückbringen. Kein anderer Zwang sollte ihn auferlegt werden, weder der Gedanke an ihre künftige Lage, noch an die Folgen, die es möglicherweise für ein andres Wesen haben konnte. Die einzige Gerechtigkeit, die einzige Sicherheit, das einzige Glück lag darin jetzt und in alle Zukunft.

„Er soll mich um meiner selbst willen heiraten,“ dachte sie, „nur um meiner selbst willen, aus keinem andren Grunde.“

So versperrte ihr in der wilden Verwirrung ihrer Seele, in dem Sturme der sie bekämpfenden Leidenschaften, der Stolz den einzigen freien Weg.

XVII.

Es ließ sich also doch nicht ändern — sie mußte fortfahren wie sie begonnen hatte, nach dem alten Plane, mit der alten Aussicht auf Erfolg und dem alten Vertrauen auf das Spiel des Zufalls. Mit wunden Herzen und voller Scham auf Philipp wartend, auf jeden Schritt lauschend, hütete sie noch zwei Tage das Zimmer. Dann kam Casar und meinte spöttisch: „Gerechter Himmel, niemand will's glauben. Die Hochzeit am Montag und die Braut noch Mittwoch im Bett. Die Leute werden sagen, es wird überhaupt nichts daraus.“

Das beunruhigte sie. Es erklärte ihr zum Teil, warum Philipp nicht kam. Wenn er glaubte, daß es mit der Heirat keine Gefahr hätte, würde er sich auch nicht beeilen, dazwischen zu treten. Am nächsten Tage raffte sie sich auf und zog einen leichten Morgenrock an. Sie fühlte sich schwach und angegriffen und sah blaß und farblos aus wie eine Apfelblüte, die der Frost getroffen hat. Pete wollte sie hinuntertragen, aber sie ließ es nicht zu. Man machte ihr vor dem Feuer einen Sitz zwischen aufgeschichteten Kissen im Besuchszimmer zurecht, wo die Geräte aus Seesvogeleiern einen fremdarigen Geruch verbreiteten und das alte Porzellan auf den Tischen bei jedem Schritt leise wackelte und klirrte. In der Küche lag allerhand Schneiderfram zur Anfertigung der Hochzeitskleider. Leibchen sollten anprobiert und Entscheidungen über Stoff und Schnitt getroffen werden. Käthe war mit allem einverstanden. Mit schwacher, tonloser Stimme überließ sie ihnen, zu thun, was sie für das Beste hielten. Nur als sie hörte, daß Pete das Geld dafür hergab, bestand sie auf ihrem Willen, nicht mehr als ein Kleid zu haben.

„Meiner Treu, Kitty,“ rief Nancy, „das nenne ich einen guten Chemann verderben; der Mann war bereit, Kleider für eine ganze Mädchenschule zu kaufen.“

Pete kam, setzte sich auf eine Fußbank zu ihren Füßen und erzählte allerlei drollige Geschichten von seinen Reise-Erlebnissen. Hin und wieder schallte Gelächter aus der Küche

her, wo man die Hälse reckte, um seine Worte durch die Thüren aufzufangen, die nur angelehnt waren. Käthe aber hörte kaum zu. Sie ließ bisweilen Zeichen der Ungeduld sehen und warf rasche Blicke umher, wenn die äußere Thüre sich öffnete, als ob sie jemand erwartete. Wenn sie dann ihre Fassung wieder gewann, sah sie Pete mit den großen, ernsten, feuchten Augen zu ihr ausbliden wie einen treuen Hund.

Er fing an, von dem Hause zu reden, das er gemietet hatte; er entschuldigte sich, weil er sie nicht um Rat gefragt und beschrieb ihr die innere Einrichtung.

„Ich habe das Geschäft von Cammell und Quayle beauftragt, die Ausstattung zu besorgen, Kitty,“ sagte er, „und sie machen es wunderschön. Marmorplatten — stell Dir vor, wie im Fleischerladen, Teppiche, so weich wie der Nasen und manns hohe Spiegel.“

Käthe hatte nicht zugehört. Sie versuchte, sich an alles zu erinnern, was sie von den Gerichtsverhandlungen auf der Insel wußte, wo und an welchen Tagen sie abgehalten wurden.

„Hast Du Philipp kürzlich gesehen?“ fragte sie.

„Nicht seit Montag,“ antwortete Pete. „Er ist in Douglas und arbeitet wie verrückt, um Montag hier sein zu können.“

„Was sagte er, als er erfuhr, daß wir den Tag verändert hätten?“

„Suchte anfangs loszukommen davon. „Ich segle am Dienstag ab,“ sagte er.“

„Hast Du gegen ihn erwähnt, daß ich's in Vorschlag gebracht habe?“

„Traust Du mir zu, daß ich so was vergessen könnte?“

„O, dann bleibt keine Wahl,“ sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Industrie- und Gewerbe-Ausstellung für Rheinland und Westfalen.

IV.

Wir würden ein wesentliches Merkmal der Düsseldorf Ausstellung außer acht gelassen haben, wenn wir uns nicht überzeugen konnten, daß der erstaunliche Fortschritt, dessen sich die Electricität rühmen darf. Die Besucher der Düsseldorf Ausstellung im Jahre 1880 werden sich kaum erinnern, damals etwas von der Anwendung der Electricität gesehen zu haben. Zwei oder drei spärliche Wogenlampen und ein unbeholfenes, mehr der Kinderbelustigung als dem Verkehr dienendes elektrisches Ausstellungsobjekt. Und wie anders heute, nach etwas mehr als zwei Jahrzehnten! Heute beherrscht die Electricität als Kraft- und Lichtquelle die gesamte Ausstellung. In der Centralstation der Maschinenhalle sind untergebracht 27 Dampfmaschinen und 29 Dynamos; ferner noch zwei Gasdynamos in einem besonderen Pavillon; die Gesamtleistung dieser Centrale beträgt etwa 12 000 Pferdestärken (7900 Kilowatt); 24 Dynamos mit 3155 Kilowatt-Leistung erzeugen Gleichstrom, 6 Dynamos mit 4450 Kilowatt-Leistung erzeugen Drehstrom, und eine Wechselstrommaschine liefert etwa 300 Kilowatt.

Die große Dynamomaschine der Electricitätsgesellschaft Heilmann in Köln-Ehrenfeld, die auf der Pariser Weltausstellung Aufsehen erregte, ist mit geringen konstruktiven Veränderungen auch in Düsseldorf ausgestellt. Es ist ein Drehstromgenerator mit einer Leistung von 2000 Kilo Volt Ampère bei 2000 Volt (6000 Polwechsel) und 72 Minutenumdrehungen. Die größte der auf der Ausstellung befindlichen Dampfmaschinen ist von der Electricitäts-Alliengeseellschaft vorm. B. Lahmeyer u. Co. in Frankfurt a. M.; sie weist eine Leistung von 3000 Pferdestärken oder 2000 Kilowatt auf; ihren Antrieb erhält sie von einer Dampfmaschine der Gutehoffnungshütte in Oberhausen — ein Riesenbau mit einer Höhe von 9 Meter und einer Grundfläche von 8 zu 6 1/2 Meter, dabei in der Ausführung von einer bewundernswerten Feinheit der Einzelheiten. Dynamo wie Dampfmaschine sind bestimmt für das Electricitätswerk Essen. Die Firma Lahmeyer hat nicht nur das größte Einzelstück, sondern auch die größte Zahl Dynamos ausgestellt, insgesamt 18 Dynamomaschinen mit einer Gesamtleistung von 6000 Kilowatt oder 9000 Pferdestärken.

Wie sich das Electricitätswesen gestalten wird nach abermals zwei Jahrzehnten, das auszudenken dürfte ebenso unmöglich sein, wie es den Zeitgenossen vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen wäre, aus den zaghaften Ansätzen der damaligen Zeit die Bedeutung der Electricität und die Vielseitigkeit ihrer Anwendung vorherzusagen, wie wir sie heute sehen.

Unter den großen Industriezweigen des Westens darf die Textilindustrie nicht vergessen werden, deren Geschichte älter ist als die gegenwärtig in herrschender Stellung befindliche Großindustrie. Von alters her scheidet sich die Textilindustrie der beiden Provinzen Rheinland und Westfalen in

mehrere räumlich und gewerblich getrennte Bezirke. Da ist zunächst Aachen mit seiner seit dem dreizehnten Jahrhundert blühenden Tuchindustrie, die sich von dort auf die kleineren Städte Burscheid, Düren, Eupen, Monjoie usw. ausdehnte; ein Teil der früher ebenfalls sehr hochstehenden Kölner Wollweberei hat sich ins Bergische: nach Lempe, Hildeswagen, Wipperfurth usw. verpflanzt. In Krefeld blühte seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Seidenindustrie, wozu später die Fäbrilation von Sammet kam; von Krefeld aus dehnte sich dieses Gewerbe auf die Orte Bierjen, Rheydt, Dillen und in die ländliche Bevölkerung der Kreise Kempen, Geldern, Mors und M.-Glabbech aus. Im Wuppertal hat sich auf der Grundlage der dort seit dem sechzehnten Jahrhundert bestehenden Bleichereien die Verwebung des gebleichten Carnes und der Wolle entwickelt, wozu später die Färberei trat. Elberfeld fabriziert wollene, baumwollene und gemischte Stoffe, also Halbwole, Zanella und andre Futterstoffe; eine hervorragende Stelle in der Elberfelder Textilindustrie nimmt die Band-, Lipen- und Besatzfabrikation ein, weiter die Herstellung von Plüsch, Möbel- und Wagenstoffen. Barnien steht in der Herstellung von Bändern, Kordeln, Ligen, Spitzen und Besatzartikeln einzig da; mit diesen Erzeugnissen, im Handel als „Barmer Artikel“ bekannt, hat es sich den Weltmarkt und einen internationalen Ruf erobert. Endlich ist hier zu nennen die altberühmte Leinenindustrie in Wielesfeld, die mannigfache Geschicke zu erleiden gehabt, heute aber wieder ihren alten Ruf erobert hat.

In Düsseldorf sind die vorstehend genannten Fabrikate der rheinisch-westfälischen Textilindustrie in reicher Fülle vertreten; es sei besonders hingewiesen auf die Kollektivausstellungen der Zanella-Konvention, der Stüdfärberei-Vereinigung und der rheinischen Tuchfabrikanten. Eine Anzahl hervorragender Webereibesitzer zeigt in einem direkt an der Maschinenhalle befindlichen Gebäude die Herstellung ihrer Fabrikate auf den in Betrieb befindlichen Maschinen. Es ist ein für den Laien fast unbegreifliches Wunderwerk, solch eine moderne Webemaschine, die ohne sichtbares menschliches Zutun die kompliziertesten und kunstvollsten Muster wirkt; an einer solchen Maschine verschwindet der Körper, da ist alles Nerv, alles Geist. . . Die rheinisch-westfälische Textilindustrie hat eine lebhafteste Produktion der zu ihrem Betriebe nötigen Maschinen hervorgerufen, worin sich besonders M.-Glabbech auszeichnet; die große Fabrik Dürrkopp in Wielesfeld (4000 Arbeiter) stellt in dieser Abteilung ihre Nähmaschinen und Spezialmaschinen für die Wäscheherstellung aus.

Mit der Schilberung des Berg- und Hüttenwesens, der Eisenverarbeitung, der Maschinen- und Textilindustrie sind die Hauptgewerbezweige des Ausstellungsgebietes erschöpft. Nicht das gesamte industrielle Leben; wir brauchen hier nur die chemische Industrie, die Papier- und Glasindustrie zu nennen zum Beweise, daß Rheinland und Westfalen auch noch auf andern Gebieten thätiges leisten; aber der uns zur Verfügung stehende Raum ist nicht endlos, und so muß es mit der Hervorhebung des Wesentlichsten und Bedeutendsten vollsten sein Bewenden haben.

Die Herren von der rheinisch-westfälischen Großindustrie, zu deren Ehr- und Ruhm die Düsseldorfer Ausstellung hergerichtet wurde, haben sich bemüht, zu beweisen, daß sie auch ein Herz für den Mittelstand haben, trotzdem sie eifrig bemüht sind, den Handwert langsam, aber sicher den Hals umzudrehen. Und so ist denn der Handwerkskammer Düsseldorf ein eignes Gebäude eingeräumt worden, worin die biederen Handwerksmeister mitten unter den Riesenwerken der Krupp und Genossen nachzuweisen versuchen, daß das Handwerk den goldnen Boden, wenn es ihn auch nicht mehr besitzt, so doch noch wert ist. Die Herren Handwerksmeister hätten besser gethan, diesen Versuch zu unterlassen. Recht ärmlich nehmen sich ihre Erzeugnisse unter den Wunderwerken der modernen Großindustrie aus, ganz abgesehen davon, daß der größere Teil der im Gebäude der Handwerkskammer ausgestellten Gegenstände, die Maschinen zum Beispiel, deutlich den industriellen Krampfung herrat.

Und um noch etwas haben sich die Herren Großindustriellen bemüht: um den Nachweis, daß sie sich in sozialer Fürsorge für ihre Arbeiter von niemand übertreffen lassen. Herr Krupp, ihr Herr und Meister, thut sich auch hierin vor allen hervor. In seinem Ausstellungspalast führt eine Treppe mit dem Fingerzeig: Wohlfahrtspflege! zu einer Galerie, wo in bildlichen Darstellungen zu sehen ist, was alles Herr Krupp für seine Arbeiter gethan hat und noch thut. Auf einer großen Tafel thut er uns in drei Kanonen — Krupp redet natürlich nur in Kanonen — verblüffender Größe kund, daß in den Jahren 1890—1900 die Firma Krupp für Wohlfahrtszwecke aufbrachte 27 Millionen Mark — das ist die große Kanone, die Arbeiterschaft 11 Millionen — das ist die mittlere Kanone, und die Beamtenchaft 2 Millionen — das ist die kleine Kanone. Leider vermischen wir den Nachweis, was in diesem Jahrzehnt die Arbeiter für die Firma Krupp geleistet haben. In stereoskopischen Drehbildern läßt Krupp uns einen Einblick thun in die Reize seiner Arbeiterkolonien, Arbeiterhäuser usw. Ein Leben wie im Paradiese thut sich da vor unren Augen auf; pensionierten Geheimräten gleich sitzen die Insassen der Kruppischen Pfandhäuser in ihren Lehnstühlen und lassen sich von ihren Frauen, die wie die Stiftsdamen aussehen, die gestopfte Pfeife reichen. Leider unterläßt es Herr Krupp auch hier, bildlich zu erläutern, wie viele seiner fünfzigtausend Arbeiter im Hofen des Pfandhauses landen, und welchen Weg von Entbehrung, Demütigung und Selbstentäußerung sie zu durchwandern haben, um dieser sonnigen Altersversorgung teilhaftig zu werden.

Es versteht sich, daß auch die übrigen großindustriellen Unternehmungen in ihren Gebäuden das Wenige und Spärliche, was sie in wohlberednetem Eigeninteresse für die Arbeiter namentlich auf dem Gebiete des Wohnungswezens thun, auf das gefälligste und großartigste herauszuputzen. Außerdem ist der Wohlfahrtspflege eine besondere Abteilung gewidmet worden, die in der Halle für Ingenieur- und Architekturweizen untergebracht ist. Hier sehen wir die bekanteten tabellarischen Uebersichten über die Aufwendungen der Reichsversicherungs-Institute, Modelle und Abbildungen von Arbeiterhäusern, Erholungsheimen usw. Sechs Arbeiterhäuser werden uns im Original vorgeführt, die, wie ein rheinisches Kapitalistenblatt meldet, das Entzücken der Damenwelt bilden; der Berichterstatter des Blattes will wiederholt den Ausruf gehört haben: „Wenn ich ein solches Hänschen für meine alten Tage hätte, wie glücklich wölkte ich sein!“

Dem Leser des „Vorwärts“ braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß diese Art Ausstellungs-Wohlfahrtspflege nichts ist als Sand in die Augen. Aber wir halten es angesichts des Schwindels, den die bürgerliche Presse hier wieder einmal treibt, für notwendig, daß von seiten der Arbeiterpresse dieser Schwindel nachdrücklich zurückgewiesen wird. Es ist nichts als berechnete Täuschung desjenigen Teils der Oeffentlichkeit, der sich angesichts der wundervollen Bilder, Modelle und sauber hergerichteten Originale zu dem Glauben verleiten läßt, daß in Rheinland und Westfalen ein jeder Arbeiter sich in einem traulichen Heim, wie es, mit Blumen und Gardinen geschmückt, im Zimern behaglich und blickblank, auf der Düsseldorfser Ausstellung in funkelagelneuer Neuheit dasteht, wohlfühlen und den Abend seines Lebens wie der Pfriindner auf dem Kruppischen Wäde hinführen könnte. Schwindel und nochmals Schwindel! Die rheinisch-westfälischen Arbeiter leben allgemein in den miserablen Verhältnissen, die unter dem herrschenden System üblich sind; auch in den Arbeiterhäusern ist das Elend zu Hause, ganz abgesehen, daß sie nur wenigen gewährt werden, was in Hinsicht der Abhängigkeit, die damit für den Arbeiter verbunden ist, auch kaum bedauert zu werden braucht. —

Kleines Feuilleton.

dg. Hirtenknabe, Hirtenknabe . . . Es ist ein schöner Platz da unten, wo die Landzunge weit hineinspringt in die Havel. Stille, grüne Wiesen und tiefblaues Wasser, sandige Hänge voll windverwehter Kiefern, wogendes Korn und wieder Wasser. Wasser zur Rechten und zur Linken und jenseits ragende Höhen und rauschender Wald.

Die Damen blieben am Waldrand stehen und übersehen das lachende Bild. Weinab' einstimmig brachen sie in einen Ruf des Entzückens aus: „Ist das schön!“

„Freundling, komm' in das schöne Neapel. Sieh' es umd' stich . . . Kinder, hier möcht' man ja überhaupt nicht wieder weggehen!“

„Hier seine Tage zu verträumen müßte ideal sein!“

„Vöcklin“ sagte ein ältliches Fräulein und wies auf die linke Bucht, wo ein Schwanenpaar seine Kreise zog.

„Nein, Umland“, meinte ein junges Mädchen, und, mit der Rechten nach Westen zeigend, wo ein Sträucher schlant und zierlich aus grünen Wäuschen aufstieg, intonierte sie mit heller Stimme:

„Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wä' und Quelle
Hell und rein der Hirtenknab' —“

„Bravo, Dacapo! Fräulein Hilde hat's getroffen.“ Die andern klatschten Weifall. —

„Bloß der Hirtenknabe fehlt.“

„Bitte, da ist er!“ Fräulein Hilde wies nach dem Erlensbusch, aus dem jetzt eben die Kuhherde trat. Ein Junge lief voran, barsch, barhäuptig, ein mächtiger Flachstopp mit hellblauen Augen. Er trieb die Kühe und schenkte sie, wenn sie hinauf in die Felder wollten; dann ließ er sie wieder laufen und stand am Ufer und sah den Schiffen nach.

„Ein Hirtenknabe, ein wirklicher Hirtenknabe!“

„Ist das romantisch!“

„Das kann man sich ja gar nicht denken, so nah bei Berlin!“

„Giebt es auf Erden ein schöneres Los, als das, ein Hirtenknabe zu sein?“

Nede und Gegenrede hang hin und wider, die Damen stiegen lachend und plaudernd den Hang hinab. Fräulein Hilde breitete schwärmerisch die Arme aus: „Ich wölkte, ich wäre an seiner Stelle.“

„Ich auch — ja, wenn man das könnte!“

Die Damen gerieten beinahe in Ekstase. Die ältliche, die von Vöcklin gesprochen, schlug die Augen gen Himmel: „Es ist solch ein idealer Beruf.“

„Man lernt bloß nichts dabei.“

„Gott, Fräulein Bildner, um kommen Sie mit Lernen, man merkt wahrhaftig, daß Sie Lehrerin sind.“

„In soviel Poesie gleich die Prosa zu tragen! Ich gebe meine ganze Schule hin für das Leben der Hirtenknaben“, sagte Fräulein Hilde. „Morgens eist er hinaus auf die Wiesen, zwischen den Blumen

liegt er und träumt. Seine schönste Musik ist die Melodie des Auf-
reigens. Seine Freunde sind die frommen Tiere der Herde."

"Fromme Tiere der Herde ist wundervoll gesagt!"
"Ja, Fräulein Hilde ist immer so poetisch!"
"Sind es nicht fromme Tiere, ohne Bosheit und Meid? Sehen
Sie, wie sie sich zwischen den Erden verlieren, ein entzückendes Bild."
"Nehmen Sie sich in acht, die Kühe kommen," rief Fräulein
Bildner, die ein Stück voraus war. Die Damen stoben schreiend
und quetschend aneinander: "Die Kühe... die Kühe!"
"Kommen Sie hier herauf!" "Rein, da sind auch welche!"
"Wenn sie uns nur auf die Hörner spießen." "Ich habe ein rotes
Kleid an!"

Die Damen liefen umher, als wären sie selbst eine geschuchte
Herde.

"Die dhun jo nisch, die dhun jo nisch!" Der Hütchenjunge hatte
offenbar ihre Angst gesehen. Er kam herbeigekannt, winkte Be-
ruhigung und knallte mit der Peitsche, er lachte über das ganze
Gesicht.

"Thun sie wirklich nichts?" fragte die Kelliche.
"Nee".

"Der Hirtenknabe," flüsternte Fräulein Hilde.
"Ja, der Hirtenknabe." Man kam allgemach wieder zur Be-
sinnung. Die ganze Schar sammelte sich um den Jungen.

"Hiltest Du immer die Herde?"
"Du bist ja aber noch so klein?"

"Nicht wahr, es ist herrlich, bei der Herde zu sein?"
Die Fragen schwirrten durcheinander, Fräulein Bildner legte
dem Jungen die Hand auf die Schulter: "Du bist wohl nur Sonntags
hier, nicht wahr? In der Woche gehst Du wohl noch zur
Schule?"

"Du gehst nicht mehr zur Schule? Wie alt bist Du denn?"
"Vierzehn wer id."

"Nun singt Fräulein Bildner wieder mit der Schule an! Nicht
wahr, hier ist es schöner, als in der Schule, Du bist lieber hier, als
in der Schule?"

"Nee!"
"Was, Du wärst lieber in der Schule?"

"Junge, Du liegst nicht lieber im Gras und träumst?"
"Wie im Paradiese bist Du hier und würdest lieber in der
Schule sein?"

"Warum wärst Du denn lieber in der Schule?" fragte Fräulein
Bildner. "Möchtest Du lieber lernen?"

"Nee!" Der Junge schüttelte den Hals; er sah auf das
Wasser hinans: "Nee und immer so hier rumloosen, und immer
nisch anders als wie bet Vieh, und wie id in de Schule war,
da konnt' man mal wecheln und un komm id nie wech und nisch
Sonntags und keenen Feierabend nisch."

"Am Abend kommst Du doch weggehen, hör' mal."
"Nee, ooch nisch, da muß id helfen un anpassen in 'n Stall, un
immer is dett so. Und denn schlaf man in 'n Stall, wo't so stinkt,
und nisch mal in de Stube." Er sah ganz unglücklich aus. Die
Damen standen betreten umher. Die Kelliche sah sie zuerst:

"Junge, was muß Du denn überhaupt weggehen, Du gehst
doch hier den ganzen Tag spazieren."

"Schneide Dir eine Flöte und blase," sagte Fräulein Hilde, "das
ist die Wonne des Hirtenknaben."

"Wo willst Du denn überhaupt hingehen, Junge?"
"Wecheln will id," sagte der Junge. "Und wie wir auf Schule
war'n, jungen wir in'n Krug und sahn zu bei's Dazgen, und nisch
tann man jeht mehr, jar nisch."

"Pfui," sagte Fräulein Hilde und schüttelte sich. "Nun redet er
auch noch vom Krug und von Ställen, und da soll der Hirtenknabe
so was Poetisches sein?"

— Kann der Kreuzotterbiß töten? Mit dem Anfang der
sommerlichen Jahreszeit, die zum Lagern im Freien einlabet, be-
ginnt auch wieder die Furcht vor dem giftigen Kreuzotterbiß, der in
dem Aufse steht tödlich zu wirken. Vor übertriebenen Befürchtungen
warnt jedoch eine interessante Aufschrift an den „Vogel. Anz.“, in der
ein genauer Kenner des von der Kreuzotter besonders heimgesuchten
Erzgebirges nachweist, daß dort in den letzten 50 Jahren kein
Biß mit tödlichem Ausgange bekannt geworden ist. Meist
ohne ärztliche Hilfe seien die Gebissenen am dritten Tage wieder
in normalem Zustande gewesen. Anders lautende Meldungen hätten
sich während einer Beobachtungszeit von 18 Jahren in allen Fällen
als irrig erwiesen, und zwar erstreckte sich das Kontrollgebiet auch
auf Thüringen, Pommern, Schlesien und Hannover. Der Kreuzotter-
biß an sich sei nicht tödlich. Die Otter könne sich nur handhoch über
den Boden erheben und keine edleren Teile des Menschen verletzen,
während Bienenstiche am Kopfe weit gefährlicher werden könnten
und schon in manchen Fällen den Tod verursacht hätten. Die
Redaktion des genannten Blattes fügt hinzu, daß auch nach
ihren Notierungen seit mehr denn 50 Jahren im Voglande kein
tödlicher Kreuzotterbiß zu verzeichnen gewesen sei, nur mehrere Jahre
vor dieser Zeit seien in Sachsen zwei Todesfälle festgestellt worden,
bei denen aber besonders erschwerende Umstände mitgewirkt hätten,
der mit jeder geschickte Fuß kam ruhig auf die Kreuzotter treten,
deren schwaches Gebiß nach den Erfahrungen des Einwenders nicht
einmal die Haut des Hundes durchdringt. — Man wird trotz des
Gesagten gut thun, sich vor dem giftigen Reptil zu hüten. —

Technisches.

— Wichtig gehende Uhren. Ueber die Art, wie das
Observatorium in Greenwich Uhren prüft, die den Werkstätten der
amerikan besten und tüchtigsten Uhrmacher in England entstammen,
berichtet das „Neue Wiener Journal“: Jedes Werk ist ständig unter
Beobachtung, seine Abweichungen im Laufe der Woche werden
genau notiert, und nach Verlauf von sechs Monaten wird es ent-
weder von der Regierung gekauft, um in der Kriegsmarine Ver-
wendung zu finden, oder zurück in die Werkstatt des Uhrmachers ge-
schickt, — je nachdem es die Prüfung bestanden hat. Wenn
eine Uhr in der ersten Woche acht Sekunden vor- und in
der zweiten acht Sekunden nachgeht, so hat sie die Prüfung
schlecht bestanden. Zeigt sie dagegen mehrere Wochen hindurch bei
starker Temperaturveränderung denselben Fehler in demselben Maße,
so fällt das Urteil der Männer der Wissenschaft in Greenwich günstig
aus, denn dann ist Aussicht vorhanden, daß der Fehler durch Anziehen
oder Lockern einer Feder oder durch sonstige Veränderungen aus-
gemergelt werden kann. Für solche Uhren, die im Innern der
Kriegsschiffe ihren Platz finden, zählt die englische Regierung
900 bis 1000 Kronen. Auch Taschenuhren werden zur
Beobachtung nach dem Observatorium gesandt, denn der See-
mann braucht auf Deck oder an der Küste eine genau gehende
Taschenuhr. Für solche genauen und zuverlässigen Uhren zahlen
die Behörden 350 bis 450 Kronen. In der Anstalt in Greenwich
befindet sich übrigens noch die Uhr, mit der Uhrmacher Harrison
1761 den für einen zuverlässigen Zeitmesser offerierten Preis von
50 000 Pfund gewann. Die Uhr hatte nach einer Reise von Eng-
land nach Jamaica nur eine Abweichung von fünf Sekunden gezeigt.
Er erntete aber nicht die Früchte seiner Bemühungen, denn obwohl
er nach Ansicht aller Sachverständigen den Preis verdiente, mußte
er erst sehr lange auf Zahlung warten und erhielt dann nur noch
und nach einen Teil der großen Summe. Von dem Observatorium
in Greenwich aus wird alle Stunden die genaue Zeit an die Post
in London berichtet. Von der Post erhalten einige Uhrmacher
in London und in den größeren Provinzstädten die Zeit-
meldungen. Etwas enttäuschend für Männer der exakten
Wissenschaft ist es, daß selbst die von dem Observatorium an-
gegebene Zeit manchmal von dem richtigen Pfade abweicht. Wie
das geschehen und — was noch wunderbarer ist — wie dies heraus-
gefunden und ganz genau festgestellt werden kann, das zu beschreiben
würde hier zu weit führen. Jedenfalls kommen solche Abweichungen
vor, und alle werden gewissenhaft gebucht. So kann man in dem
hierzu dienenden Buche lesen, daß am Montag, den 2. Juni,
mittags 1 Uhr, der Zeitmesser des Observatoriums eine Drei-
hundertstel-Sekunde nachging, und am letzten Sonntag, um dieselbe
Stunde, wurde gar festgestellt, daß die zuverlässigste Uhr Eng-
lands — schrecklich, aber wahr! — um den hundertsten Teil einer
Sekunde vorging. Und da soll man sich noch auf „Sternwartenzeit“
verlassen! —

Humoristisches.

— Zartfühlend. Frau A.: „Ich begreife nicht, wie Du
Dir den alten Rentier Meier heiraten konntest, was hat er denn außer
seinem Reichtum?“

Frau B.: „Einen Herzfehler.“ —

— Pfarrhof-Idyll. „Kathi — ich glaub', wir könnten
einen Wittgang um Regen anjagen — der Barometer sinkt endlich.“

— Summarisch. „Was hast D' denn dem Vater 'geben
für's Bahnrutschen, Michel?“

„Zwa Mart und a Watschen!“ —

(„Unstige Blätter.“)

Notizen.

— Um für Aenerwerbungen Raum zu schaffen, sollen aus der
Dresdener Gemälde-Galerie minderwertige Bilder, die
nicht mehr als Originale gelten, sowie Kopien unter Vorbehalt des
Eigentumsrechts an Provinzialstädte und „Ortschaften“ abgetreten
werden. —

— Der Berliner Maler Karl Storch ist zum 1. Oktober
als Lehrer an die Akademie in Königsberg berufen
worden. —

— Der neue Leuchtturm auf Helgoland, der dem-
nächst dem Betrieb übergeben werden soll, mißt bis zur Spitze des
Vlyableiters 97 Meter. Da sein Standort auf dem Helgoländer
Oberland 50 Meter über den mittleren Hochwasserspiegel sich erhebt,
so wird der Leuchtturm sein Feuer aus einer Höhe von etwa
82 Meter über dem Wasser ansenden. Die Lichtweite des Leuch-
tens ist auf 25 Seemeilen berechnet. —

— Das Weimariische Staatsministerium plant die
Errichtung staatlicher Fachschulen für Frauen und
Töchter mittlerer und kleiner Landwirte zum
Zweck plammäßiger Ausbildung in den landwirtschaftlichen
Nebenzweigen, in Garten- und Obstbau, Geflügel- und Bienen-
zucht, Molkerei usw. —

— Das Pariser „Journal des Débats“ veröffentlicht
folgende originelle Visitenkarte: J. B. de G...
Politiker, besorgt Einfälle für das Parlament und gesellschaftliche
Veranstaltungen. Von 4-6 Uhr. x-Straße. —